

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Hirtler, Franz: Anna Grabnerin. Novelle

urn:nbn:de:bsz:31-62042

dem Rathaus hin, so möchte ich gleich beantragen, daß die Gemeinde mir eine Armenunterstützung gibt.“ — Der Bürgermeister sank in den Stuhl zurück. „Ha! Ihr kommt mir gerade recht! Soll man Euch für Euer Betteln und Stehlen gar noch eine Prämie zahlen? Martin, da wird nichts draus!“ — „Da wird freilich was draus, Bürgermeister! Wenn Ihr mir keine Unterstützung gebt, so lauf ich stracks in den Rhein.“ — „Lauf! Lauf! Was du laufen kannst! Wenn's nicht schnell genug geht, so will ich gern anspannen lassen.“ — „Bürgermeister! Ich werde die Gemeinde bei unserem Herrgott verklagen.“ — „Lauf! Lauf! In den Rhein! Schnell!“ — „Aber vorher geh ich noch zum Bezirksamt und verklag dort Euch hartherzige Bauern.“ — Schon wollte der Martin zur Türe hinaus. — „Halt! Martin! Dageblieben! Dageblieben! Alter Narr!“ — Der Martin drehte sich wieder um. — „Wollt Ihr also eine Unterstützung bewilligen?“ — „Ich werde sehen! Ich werde sehen!“ — Jetzt zog der alte Martin ein unsagbar schlaues Gesicht. — „Seht Ihr, Bürgermeister, man muß halt unsern Herrgott mehr fürchten als die Menschen, sogar mehr als den Herrn Oberamtmann. — Was wollt Ihr mir also geben?“

Anna Grabnerin.

Novelle von Franz Hirtler.



te steht's drüben in Frankreich, Jörg? Weißt du was Neues?“ fragte der Adlerwirt von Marlen am Rheinstrom, als er dem Gast einen Schoppen Wein vorsetzte. Jörg Samenfint kniff eines seiner Spikbubenaugen in überlegenem Spott zu und sagte, während er nach dem Becher griff: „Der Jörg weiß vielleicht mehr als du vertragen kannst, Adlerwirt!“ Er trank einen gemessenen Schluck, strich seinen schwarzen Knebelbart und rief über den Tisch

hinweg: „Die freien Franken wissen gut, was sie wollen. Andere verstehen es noch nicht. Der Ludwig, der König, muß in den Saß nießen, bevor das Jahr herum ist. Denk daran, wenn's wahr geworden ist, ich hab's gesagt!“

Drei Bauern, die würfelnd am gleichen Tisch saßen, horchten auf. Einer fragte neugierig: „Was muß der König?“

„Er muß in den Saß nießen,“ erklärte Jörg Samenfint grinsend. So nennen sie es drüben, wenn einer um seinen Kopf kürzer gemacht wird. Das besorgt eine neuerfundene Maschine. Dabei fällt das Haupt in einen Saß.“

Der Adlerwirt schüttelte den Kopf.

„Die Guillotine! Glaubst du, Jörg, daß man mit der Köpfmachine Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in die Welt bringt?“

„Freilich! Mit was denn sonst? Wer sich der neuen Ordnung nicht fügt, muß stumm gemacht werden . . .“

„Bemunft und Gewissen können sie damit nicht stumm machen,“ warf der Adlerwirt ein.

„Das sind so hochtönige Reden,“ sprach Jörg Samenfint mit überlegener Miene. „Wenn ihr drüben gewesen wäret und erlebt hättet, was ich mit meinen Augen gesehen habe, tätet ihr vielleicht anders reden!“ Er hatte zuletzt zu den aufhorchenden Bauern gesprochen. Diese schauten nachdenklich vor sich hin. Einer nickte und sagte: „Es ist aber doch nit so ganz verkehrt, was die Franzosen gemacht haben. Sie sind ihrer Herren ledig. Der Bauer muß sich nimmer von ihnen in die Suppe spuden lassen. Er hat sein Recht.“

„Ei zum Henker ja!“ rief erregt ein anderer. „Es gibt alte Schriften und Dokumente, darin unser gutes Recht geschrieben ist. Man sollte sie holen und dem ganzen Volk vorlesen.“

„Das ist Narrengeschwäh!“ entgegnete Jörg Samenfint mit starker Stimme und schlug die Faust auf den Tisch. „Überall hört man von alten Schriften und Dokumenten. Aber ihr werdet sie nirgends finden. Was tät uns auch der alte Blunder nützen? Das Recht müssen wir uns selbst schaffen. Jaget die Beamten und die, denen sie dienen, zum Teufel! Das haben die Franken uns vorgemacht.“

„Still! Nichts weiter davon, Jörg!“ sagte der Adlerwirt voller Unwillen. „Ich weiß, daß du es mit den Franzosen hältst. Laß die Blindwütigen in Paris machen, was sie wollen! Bei uns im deutschen Land wird man es ihnen nicht nachmachen. Ist denn das noch christlich, was die treiben?“

„Freilich, Adlerwirt, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, das ist allein das wahre Christentum! Ich kann es dir aus der Schrift beweisen. Oder meinst du, so wie es unsere Herren treiben, das sei christlich?“ Jörg Samenfint zog bei diesen

Worten zwei zusammengefaltete Blätter aus der Tasche. Indem er sie auseinanderlegte, sprach er zu den Bauern: „Könnt ihr lesen? dann gukt einmal, was hier steht! Also: Die Übereinstimmung des Evangeliums mit der neuen Staatsverfassung der Franken! Das ist da genau erklärt für den, der lesen kann. Und hier, was steht auf dem andern Blatt? Letzter Ruf der freigewordenen Franken an die unterdrückten Deutschen! Da, nehmt das Papier und studiert es!“

Rasch hatte einer der Bauern nach den Blättern gegriffen und sie in die Tasche gesteckt. Er lachte pffifig und sagte zu Jörg Samenstink: „Das Papier ist mehr wert als das Lesen. Morgen bring ich es auf das Amt. Dort gibt man mir für jedes Blatt einen halben Silbergulden!“

Der Adlerwirt lachte, während der Freund der Revolution fluchte und eine saure Miene machte.

„Woher weißt du das, daß man für jedes Flugblatt der Franzosen einen halben Gulden kriegt?“ fragte der Adlerwirt.

„Keine zwei Monate sind es,“ sprach vergnügten Gesichts der Bauer, „da hat der Postwagenkondukteur auf der Fahrt von Straßburg nach Meßkirch überall solche Zettel verteilt. Gleich waren die Amtsdienner dahinter her und kauften die Blätter auf. Damals hab' ich ein halbes Duzend von den Papieren gehabt.“

Die Bauern lachten. Jörg Samenstink machte eine geringschätzigte Geste: „Es hilft nichts, daß das Amt sich gegen die neue Zeit wehrt. In der ganzen Ortenau weiß man, was zu tun ist. Es fehlt nur, daß ein paar kuraschierte Männer den Anfang machen.“

„He, aber die Soldaten!“ rief einer der Bauern.

Jörg Samenstink deutete spöttisch an seine Stirn: „Die Soldaten, du Narr, werden mitmachen. So war es auch drüben in Straßburg.“

Die Gesichter der Bauern verrieten, daß sie nicht daran glauben konnten. Der Adlerwirt erzeiferte sich: „Ja, und was hat das Straßburger Militär gemacht? Wißt ihr's? Die Zuchthäuser und Gefängnisse haben sie aufgebrochen. Da ist dann das ärgste Gefindel frei geworden, Räuber und Gauner! Die haben dann gezeigt, was Brüderlichkeit ist!“

„Wahr ist's!“ rief einer der Bauern. „Vor solcher Brüderlichkeit muß man sich fürchten. Unsere Soldaten werden uns die Sorte vom Leib halten. Das ist schon recht. Die sollen drüben bleiben überm Rhein. Habt ihr wieder gehört von der Bande im Rippoldsauer Wald? Zweihundert Kerle sollen's sein, die es dort grausig treiben. Wie die über den Rhein gekommen sind an den vielen Wachen vorbei, möcht' ich wissen!“

„Meinst du, die sind auf einem Haufen herübergefahren?“ warf der Adlerwirt ein. „Eingeschlichen haben sie sich, wie Diebe. Da einer, dort drei oder vier. Der Rheinstrom ist lang, und der Rheintordon ist damals dünn gewesen. Jetzt wär' es nicht mehr so einfach. Heut' stehen gute kaiserliche Regimenter am Rhein. Die untrigen, die letzte Woche neu angekommen sind, sind Ungarn. Habt ihr sie schon gesehen? Es sind andere Burtschen als die von der Kreisarmee mit ihren Spießbüchsen. Soldaten sind's, die man in den Krieg schicken kann. Saubere Monturen und ganz neue Gewehre. Viele sprechen deutsch.“

„Und jausen können sie auch,“ bemerkte Jörg Samenstink spöttisch. „Darum solltest du sie zuerst loben, Adlerwirt. Im Ungarland wohnen reiche Bauern. Die Rekruten haben einen dicken Beutel vom Vater mitbekommen. Das ist ein Segen für die Wirtsleut'. So mußt du sagen, Adlerwirt! Aber ich gön'n's dir!“

„Also, was das betrifft,“ erwiderte der Adlerwirt ruhig, „da will ich nur sagen, daß der Rheintordon in unserm Land für alle, für Bauern oder Wirtsleut', Handwerker oder Krämer ein Segen ist! Seit der Rhein unsere Acker fortgerissen hat, in den fünfziger Jahren, ist der Bauer arm geworden. Und wenn der Bauer arm ist, muß alles Not leiden, heißt es. Jetzt bringen die Kompagnien der kaiserlichen Geld ins Land. Wir alle können es brauchen!“

Die Bauern nickten. Während sie noch sprachen, war ein Fuhrmann mit der Peitsche in der Hand und der Krämer von Marlen in die Schankstube getreten. Der Adlerwirt setzte jetzt nach ihren Wünschen dem Fuhrmann ein Aßiel Rirschwasser, dem Krämer einen Schoppen Wein vor. Das Gespräch ging weiter über die Dinge, die anno 1792 in Frankreich geschahen und über das Widerspiel, das sie damals in Deutschland fanden. Der Fuhrmann zeigte seine Schnupftabakdose, die er, wie er erzählte, um billiges Geld auf dem Offenburger Jahrmart erstanden hatte:

„Benor ihr eine Prise nehmt, lesset den Spruch, der darauf steht:

Nicht die Mäuse, auch nicht die Ratten,
nur die Edelleut und Aristokraten
machen, daß Gott erbarm,
Land und Leute so arm.“

„Das ist scharfer Tabak,“ erklärte der Krämer. „Ich hab' noch ganz andere Reime gelesen,“ fuhr der Besitzer der Dose fort. „Die Ware kommt aus Frankreich, aber der Spruch paßt auch für Deutschland.“

„Helf Gott! Das ist wahr!“ rief ein Bauer, als einer der Tabaksnupfer niesen mußte.

Der Adlerwirt räusperte sich zum Zeichen seines Zweifels: „Auf die Umstürzler drüben könnt' man noch viel schärfere Sprüche dichten. Aber

mit Reimen und Sprüchen ist nichts gemacht. Es wird Krieg geben, Leute."

In diesem Augenblick ging die Tür auf, und über die Schwelle trat ein hochgewachsener junger Mann in der Uniform der kaiserlichen Füsiliers, die vor einigen Tagen zur Verstärkung des Grenzsicherungskorps an den Rhein geschickt worden waren. Er bot den Gästen einen kurzen Gutenabendgruß,

Das war nun in der inzwischen noch größer gewordenen Wirtshausgesellschaft eine Neuigkeit, die mehr Aufsehen erregte als die unsicheren Gerüchte aus Frankreich, denn viele der Anwesenden erinnerten sich jetzt der Auswanderer, die um die siebziger Jahre fortgezogen waren aus dem durch fortwährende Ueberschwemmungen des Rheins verarmten Lande. Man nannte

Namen: Schäfer, Marzluff, Bernet, Lorenz, und oft konnte der Füsilier die Auskunft geben, daß im fernen Ungarland diese und jene Familie in gutem Wohlstand lebe.

"Da kriegt man geradewegs die Lust zum Auswandern ins Ungarland," rief einer der Bauern.

"Eher dorthin, als über den Rhein zu den freien Franken," bemerkte der Adlerwirt mit einem Seitenblick auf Jörg Samenfinf.

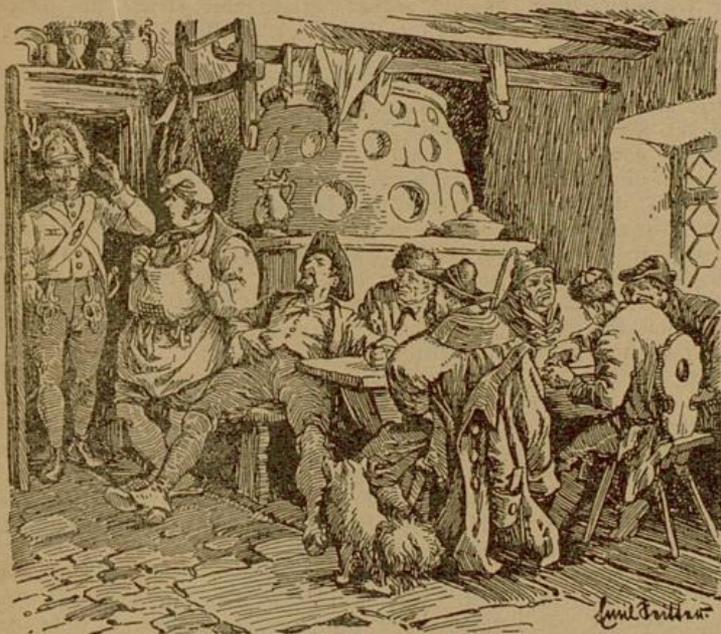
* * *

Während so die europäische Völkergeschichte, die in Frankreich schwere Geschehnisse vorbereitete, sich in den Wirtshausgesprächen im „Adler“ zu Marlen wieder spiegelte, war mit dem Eintreten des Füsiliers Konrad Dertel aus dem fernen Ungarland ein kleines, im Vergleich zu den gewaltigen Erlebnissen der Völker, scheinbar unbedeutendes

Menschenleben zu einem Punkt gelangt, wo sich, ohne daß er es ahnte, sein Schicksal entscheiden sollte.

Dem Leser bleibt es vorbehalten, sich bei dieser Geschichte eigene Gedanken darüber zu machen, wie seltsam verknüpft das Leben des einzelnen mit dem Schicksal des Volkes ist, dem er angehört.

Konrad Dertel — so hieß also der wackere Füsilier und Held unserer Erzählung — ging vom Wein und den Gesprächen heiter gestimmt, seinem Quartier entgegen, das in dem außerhalb des Dorfes Marlen gelegenen Magdalenenhof sich befand. Es begann zu dämmern. Herbstliches Laub raschelte auf dem Wege. Die wehmütige Stimmung des Abends, die selbst ein hartgewordenes Soldatenherz manchmal einem wilden Heimweh ausliefert, überfiel jetzt auch den Füsilier, der zwischen abgeernteten Feldern dahinschritt. Er suchte dieser Anwandlung Herr zu werden, indem er sich, wie schon oft, sagte, daß er das Los, Soldat zu sein, mit vielen Tausenden seiner



Über die Schwelle trat ein hochgewachsener junger Mann in der Uniform der kaiserlichen Füsiliers.

bestellte Wein und saß bald inmitten einer Gesellschaft, die von ihm Neuigkeiten erfahren wollte. Aber der Ankömmling wußte nichts von dem, was die politisierenden Gäste gern gehört hätten. Er drehte seinen schwarzen, nach ungarischer Art gewachsenen Schnurrbart und sagte beiläufig, er denke, daß man hierzulande besser wissen werde, was die Franzosen vorhätten. Der Kaiser Franz beabsichtigte ebensowenig wie der kürzlich verstorbene Kaiser Leopold nach Frankreich zu marschieren.

Man fragte ihn nach seiner Herkunft, und er schilderte das fruchtbare Land im Winkel zwischen Donau und Theiß, wo inmitten der Ungarn viele Deutsche wohnten.

"Das ist halbwegs in der Türkei," sagte der Krämer. "Und da drunten sprechen sie noch deutsch?"

Der Füsilier nickte: "Ja, deutsch, und nit viel anders klingt's, als hier in Marlen. Es sind in unserm Dorfe viele Leute, die am Rhein daheim sind. Vielleicht auch von hier."

Landsleute teile, und daß es eben jetzt eine höhere Pflicht gab, die ihm gebot, standzuhalten und dem Kommenden so heiter als möglich entgegenzusehen. Alle Welt war von der Ahnung erfüllt, daß schwere Kriegszeit bevorstanden. Das gab ihm die Aussicht auf beschwerliche Märsche, abenteuerliche Patrouillengänge, blutige Schlachten, auf Entbehrungen, Wunden und zuletzt auf den Soldatentod im fremden Land. Warum war es ihm nicht beschieden, daheim im Frieden zu leben auf dem stattlichen Bauernhof im Ungarland, wo um diese Stunde der Rauch aus dem Schornstein aufstieg, wo die Mutter im Feuerschein des Herdes stand, während sein Vater und sein Bruder im Stall Futter schütteten für Pferde und Vieh, und wo er nach dem Mahl noch durchs Dorf wandern konnte, um mit der braunen Walburga zu plaudern, die er gern hatte? Warum? Unnütze Frage! Denke nicht ans Gestern, bange nicht ums Morgen, stehe fest im Heute, fröhlich ohne Sorgen! — dies war die Lebensregel des Soldaten. Das Heute war gar nicht schlimm: ein warmes Quartier, Wachstehen und Patrouillengänge am Rhein, das konnte man aushalten. Und schließlich tröstete ihn noch der Gedanke, daß es nicht fremdes Land war, über das er schritt, sondern im eigentlichsten Sinne sein Vaterland, weil Vater und Mutter hier am Rhein gelebt hatten, bevor sie aus bitterster Lebensnot ins Ungarland ausgewandert waren.

Die Kameraden im Magdalenenhof waren fröhlich bei Kartenspiel um einen Tisch versammelt. Es gab zu essen, zu trinken, zu rauchen und zu erzählen. Zwei Mägde blieben neugierig unter der Tür stehen, bis sie ein Füsilier verschleuchte, indem er vergeblich versuchte, sie an ihren runden Armen zu fassen und näher in den Schein der Kerze zu ziehen. Man legte sich frühzeitig ins Stroh, denn um sechs Uhr morgens mußte man auf Wache ziehen an den Rhein.

Die Abteilung, die im Magdalenenhof lag, hatte in jeder Woche einen freien Tag, an dem die Soldaten vom Wachstehen, Patrouillieren oder Exerzieren befreit waren. Während die meisten seiner Kameraden dann auf der faulen Haut lagen, Strümpfe strickten oder ihre Monturen säuberten, trieb es den Füsilier Konrad Ortel fort in das nahe Marlen oder in die weiter entfernten Dörfer, wo er unauffällig Umfrage hielt nach jenen Auswanderern, die vor zwei Jahrzehnten schmerzlichen Abschied nehmen mußten von der Heimat, die sie nicht mehr ernähren konnte. Endlich hatte er in Rittersburg die Spur gefunden, die er suchte. Bei dem dortigen Gemeindefschreiber, der schon um die Zeit der Auswanderung dies Amt versehen hatte, war Konrad Ortel für einige Stunden beim Dreschen behilflich. Als man abends bei der Suppe saß und Speck schnitt, kam die Rede auf die Auswanderer

von damals. Der Gemeindefschreiber erinnerte sich noch gut der Eltern des Füsiliers. Draußen vor dem Dorf, rheinwärts, sei ihre armselige Hütte gestanden. Jetzt brüten im sumpfigen Röhricht dort die Enten. Die Wasser des Rheinstroms hatten der bedauernswerten Familie die geringen Äder und Wiesen genommen und bedrohten zuletzt sogar das kleine Häuschen. Und da sei die Familie Ortel schließlich mit den vielen anderen wanderlustigen oder gleiche Not leidenden Leuten fortgezogen. Wohin, das habe man nie erfahren.

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte Konrad Ortel, der Sohn jener Auswanderer, dem Bericht gelauscht. Es gab keinen Zweifel mehr, daß er seine Heimat gefunden hatte. Aber eine Frage noch galt es zu stellen! Er scheute sich, sie auszusprechen vor den um den Tisch versammelten Leuten, den Knechten und Mägden des Gemeindefschreibers. Er erkundigte sich darum ganz allgemein: „Hat man später nicht mehr von meinen Eltern gesprochen? Weil sie vielleicht hier etwas zurückgelassen haben — irgend etwas, das sie nicht mitnehmen konnten . . .?“

Der Gemeindefschreiber mißverstand ihn: „Aha, Ihr hättet es jetzt gern für Euch in Anspruch genommen? So? Aber nur die Hütte ist zurückgeblieben, und die hat der Rhein genommen. Das andere haben sie verkauft. Es war aber nicht viel.“ Er lachte über die vermeintliche Torheit des Füsiliers: „Saha, nein, hier gib't nichts mehr zu erben.“

„Vielleicht doch,“ sagte der Füsilier ruhig und ernst. „Ich den' aber nicht an das, was Ihr meint. Uns fehlt es im Ungarland nicht an Hab und Gut. Darum hab' ich nicht gefragt.“

„Nun was soll es denn sein, was Ihr hier noch zu finden hofft?“

„Nichts von dem, was Ihr meint,“ sagte Konrad Ortel noch zögernd. Dann als er sah, wie man ihn teilnahmsvoll und neugierig zugleich ansah, fuhr er leichter fort: „Meine Schwester suche ich. Darum habe ich mich zu einem Regiment gemeldet, das in die Heimat der Eltern an den obern Rhein ausrücken sollte. Meine Mutter hat, als es hier fort ging, ein Kind zurückgelassen. Vier Wochen war es alt, sie konnt' es nicht mitnehmen, hatte ja schon große Last mit mir und meinen zwei Geschwistern. Aus Not hat sie es ausgesetzt, irgendwo an den Weg gelegt. Es muß gefunden worden sein. Ihr dürft nicht gering denken von meiner Mutter. Sie macht darum sich noch jetzt jeden Tag schwere Sorgen. Sie wird vielleicht einmal ruhiger sterben können, wenn es mir möglich ist, ihr gute Nachricht von ihrem Kinde zu bringen . . .“

Der Gemeindefschreiber lehnte sich im Stuhl zurück, sein Blick ging wie in weite Ferne. Er dachte zwei Jahrzehnte zurück. Dann schaute er forschend in das Gesicht des Füsiliers, als suche

er darin etwas, was ihm helfen konnte, den rechten Weg zu finden in der Wildnis seiner unübersehbaren Erinnerungen. Er schüttelte schließlich verneinend den Kopf: „Es wird schwer sein, junger Soldat, die Rechte zu finden, wenn sie überhaupt noch lebt. Denn Findelkinder hat es in jenen Jahren mehr als genug gegeben, hier und anderswo. Und es ist nicht immer nach Gottes Gebot und irdischem Gesetz verfahren worden. Die Findelkinder sind eine Last für die Gemein-
 de. Wer so einen armen ausgelegten Menschenwurm findet, hat mancherlei Umstände damit, bis das Kind eine Pflegestelle nach dem Gesetz hat. Solange es nicht geordnet ist, hat er es zu besorgen. Ist es da ein Wunder, daß viele Findelkinder verschwinden?“

Die Menschen sind schlecht. Die Not war damals im Dorf ja auch sehr groß. Es hat Leute genug gegeben, die meinten, es sei für so ein Kindlein das Beste, dies elende Leben zu verlassen. Aus dem Graben hat man manche kleine Leiche herausgefischt, und was der Rhein von

den elternlosen Geschöpfen hat mitnehmen müssen, hat man nie erfahren . . .“

„Das ist schrecklich!“ sagte in düsterem Nachdenken der Füsilier. „Aber, wenn sie lebt, Gemeindefschreiber, sagt mir, wie kann ich sie finden?“

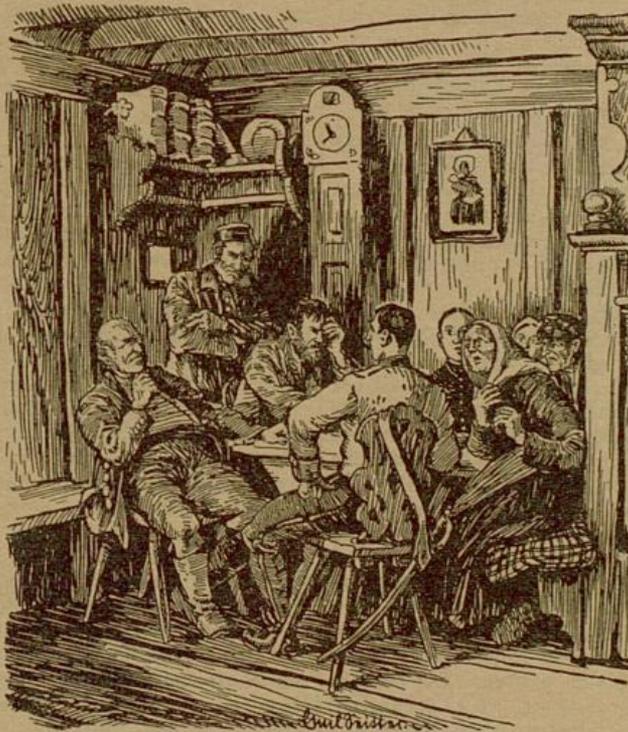
„Ich will in den Akten nachsehen, Soldat. Die aufgefundenen Kinder sind in einem besonderen Register verzeichnet. Vielleicht ist es dann ganz leicht, zu sagen, wo das Mädchen jetzt ist. Den genauen Tag, an dem Eure Eltern fortgewandert sind, sollte man wissen.“

„Im hohen Sommer 1771 war es. Den Tag haben die Eltern vergessen.“

„So will ich nachlesen in den Akten von 71 dann wird es sich zeigen, ob Ihr Hoffnung haben dürft. Wir wünschen es Euch von Herzen.“

Kommt bald wieder einmal zu uns. Schon in zwei oder drei Tagen werde ich Euch Bescheid sagen können.“

Die Zuhörer rings um den Tisch hatten in tiefer Bewegung Anteil an der seltsamen Sorge des jungen Soldaten genommen. Man ermunterte ihn, sprach Vermutungen aus, nannte Namen, ohne jedoch zu einer bestimmten und begründeten Meinung über die Gesuchte zu kommen. Als Konrad Örtel sich verabschiedete, sah er sich doch dem Ziel seiner innigen Wünsche näher als je.



Der Gemeindefschreiber lehnte sich im Stuhl zurück, sein Blick ging wie in weite Ferne.

Die grünen Wasser des Rheinstroms zogen gemächlich nordwärts und rauschten wie schon seit Jahrhunderten das Lied vom Menschenjoch, das ganz dem Lauf des fließenden Wassers von der Quelle bis zum Meere gleicht. Wer konnte diesem Lied besser lauschen als der Soldat, der auf Wache stand und stundenlang einsam sich selbst und seinen guten oder schlimmen Gedanken überlassen war? Gepannt blickte er über das geschäftige Wasser hin, jeden

Augenblick bereit, den Versuch einer unerlaubten Aberfahrt aus dem in gefährlicher Unruhe befindlichen Land drüben abzuwehren. Währenddessen vernahm das Ohr und die Seele das geheimnisvolle Lied der Rheinwellen. Konrad Örtel schritt mit geschultertem Gewehr am Ufer hin. In der schilfgedeckten „Piketthütte“, die zwischen Ufergebüsch fast verborgen lag, saßen kartenspieland oder würfelnd, aber in jedem Augenblick alarmbereit seine Kameraden. Die große politische Bewegung drüben hatte viel Raubgesindel frei gemacht; vor diesem galt es das deutsche Land zu schützen.

Konrad Örtel dachte an den Gemeindefschreiber und seine wenig hoffnungsvollen Worte, aber in der feierlichen Abendeinsamkeit war der Füsilier von der fast hellseherischen Ahnung erfüllt, daß

Konrad Ortel trat in den Hof und sah, was da vorging. Mit dem ersten Blick erkannte er Anna Grabnerin. Es war die Magd, die den auf den Brunnenrand aufgestützten Eimer hielt. Schwarzes, glattgekämmtes Haar umgab ein jugendliches sonngebräuntes Gesicht. Die Augen verrieten ein sinnendes, fast zur Schwermut geneigtes Wesen, während um den Mund in diesem Augenblick eine schüchterne Lustigkeit spielte. Ja, das war die Gesuchte. Nun gab es keinen Zweifel mehr. Schwester! Sollte er hingehen und sie so anreden? Das ging nicht. So im Angesicht der Kameraden wollte er sich nicht zu erkennen geben. Aber ihr nahe sein wollte er, und ihre Stimme hören. Er trat zum Brunnen, ergriff einen der leeren Eimer, da der andere gerade vollgelaufen war und langte nach dem Pumpenschwengel.

„Ihr Jungfern, sollt Euch nicht so sehr plagen. Laßt mich 'mal pumpen . . .“ sagte er in der echten oberrheinischen Mundart, kam aber nicht zum Ende, denn die Mädchen wollten von seiner Hilfe nichts wissen, schrien scherzhaft, als täte er ihnen etwas zuleide und bespritzten ihn schließlich lachend mit dem Wasser der gefüllten Eimer. Er mußte zurückweichen, zwang sich zum Lachen, obwohl er im Innern voller tiefer Erregung war.

So ging es also nicht. Das hätte er sich vorher denken können. Ihre Stimme klang noch in ihm. Es war der Klang, der ihm von der Mutter her bekannt war, das stets etwas erzwungene Lachen, das nicht recht bei der Lustigkeit war. Das hatte er, selten zwar, von der Mutter gehört.

Er beachtete die Hänseleien der Kameraden kaum, als er mit der scherzhaften Drohung, er werde ihnen es heimzahlen, zurücktrat und dann kein Auge von Anna ließ, bis sie mit ihren zwei Eimern im Hause verschwunden war. Zuletzt wandte sie nochmals den Kopf zu ihm um. Ihm schien, als hätte ihr Gesicht ihn dabei mit fragender Neugier angeblickt. Dann trat er in das Quartier und schaute nach seinen Sachen, die ihm ein von zu Hause armer Kamerad für ein paar Kreuzer zum Appell gerichtet hatte. Am folgenden Tag sollte es wieder auf Wache gehn.

In der Pikethütte saßen die Füßliere rauchend auf den Bänken und schauten durch die offene Tür, vor der der wachhabende Korporal auf und ab ging, in die nebelige Herbstlandschaft hinaus. Draußen hinter der grauweißen Nebelwand stieß unhörbar der Rheinstrom. Stille lag auch über dem durchlichteten Wald, durch den an Sümpfen vorbei und über Nebenarme des Rheins Fußpfade zu den Dörfern führten. Die Bewohner des Wachhauses, ein Pikett von zwei Dutzend Füßliern, von denen immer vier Mann am Ufer zu patrouillieren hatten, fluchten über die Langeweile ihres Wachdienstes. Man war des Würfelns und des Kartenspiels überdrüssig,

und sparte es sich auf die Abendstunden auf, wo man im Schein der von den Dorfgemeinden gelieferten Kerzen doch nichts anderes mehr treiben konnte. Nun sprach man von der Möglichkeit, daß doch eines Tages am Rhein die Flinten losgehen würden. Man hatte gehört, daß weiter im Süden Teile jener von der französischen Revolution entfesselten Banden einen Übergang versucht hatten. Da konnte das gleiche auch hier



Er trat zum Brunnen, ergriff einen der leeren Eimer und langte nach dem Pumpenschwengel.

im Hanauerland geschehen, und die jungen Soldaten wünschten sich solch eine Abwechslung in ihrem öden Wachstubenleben recht bald. Konrad Ortel sagte nichts dazu.

Er hatte am frühen Morgen dieses Tages Anna gesehen, sie freundlich begrüßt und einige Worte mit ihr gesprochen. Nun dachte er immer noch daran, wie merkwürdig zutraulich sie zu ihm gewesen war. Das war sonst, wie er wußte, nicht ihre Art, mit den Soldaten umzugehen. Was bedeute es? Gefiel er ihr, und war sie nun mit einem Mal geneigt, mit einem Soldaten sich in eine Liebschaft einzulassen? Immer noch sah er ihr bräunliches Gesicht vor sich, aus dem ihn zwei dunkle Augen mit freundlicher Schüchternheit angeblickt hatten. Er war nahe daran gewesen, ihr mitzuteilen, was er wußte und hatte schon angedeutet, daß er ihr viel zu sagen habe, da hatte ihn ein Kommando hinweggerufen. Das war im frühesten Morgengrauen geschehen und erschien ihm nun fast unwirklich wie ein Traum.

Gegen die Mittagszeit brachten die zwei Jüskiere, die zum Essenholen in das Dorf gegangen waren, als seltsame und willkommene Überraschung außer dem Suppentopf ein kleines gefülltes Fäßlein mit, das ihnen ein freundlicher Händler halb geschenkt überlassen hatte. Genever enthielt es, feinsten Kornbranntwein! Das war ein guter Magenwärmer für die kühle Nacht in der offenen Pikethütte! Aber was war das mit dem freundlichen Handelsmann? Der Korporal wollte Näheres wissen. Die beiden Jüskiere berichteten, es sei der Händler Samenfink, der ihnen erzählte, mit den Soldaten habe er immer gute Geschäfte machen können. Er hoffe, daß die frisch angekommenen Truppen ihm auch etwas zu verdienen geben würden. Den Genever könne er ihnen heute besonders wohlfeil überlassen, er stamme von einem holländischen Schiff, das irgendwo auf eine Riesbant gefahren sei und einen Teil seiner Ladung habe abgeben müssen. Bei solcher Gelegenheit könne man immer wohlfeil einkaufen. Den Vorteil davon wolle er den Soldaten lassen, er denke, daß er damit sich ihnen schönstens empfehle. Auf seine Frage habe man ihm dann noch gesagt, wo das nächste Pikett rheinaufwärts stehe, und wie stark die Wachen und Patrouillen seien. Nun ja, mit solch wohlfeilem Genever werde er auch dort gute Geschäfte machen können, meinten die Überbringer des Fäßleins. Der Korporal nickte befriedigt, hob mit Hilfe seines Dolchs den Spunden heraus und roch an der Öffnung. Dann schnalzte er mit der Zunge. Man reichte ihm einen Becher. Er füllte ihn und trank.

„Vortrefflich! Ah ausgezeichnet!“ rief er mit seiner rauhen Korporalsstimme. „Eine Wohlthat für einen ausgepöchten kaiserlichen Korporalsmagen! Euch Milchbärte solle man da gar nicht daran lassen. Kerls, wer sich besäuft, wird auf vierundzwanzig Stunden ans Rad geschnallt!“

Sogleich wurden nun die Becher gefüllt; man hatte plötzlich auch Lust zum Spielen bekommen. Bald klapperten die Würfel im Lederbecher. Patrouillen kamen zurück und freuten sich über den unerwarteten Trunk. Durch den Nebel hörte man manchmal den Schritt der Wachen am Rheinufer. —

Konrad Örtel hatte noch den Nachgeschmack eines guten Schluders Genever auf der Zunge, als er auf Wache zog. Unter dem Arm trug er das Gewehr und schritt auf dem Fußpfad am Rheinstrom dahin. Wenn er stehen blieb und lauschte, hörte er hin und wieder das heifere Geschrei der Wasservögel. Sonst lag Totenstille über der Landschaft, die tief im Nebel steckte. Ah und zu raschelte es irgendwo im Schilf. Einmal stieg ganz in der Nähe ein greller Pfiff auf. Was hatte das zu bedeuten? Konrad Örtel erinnerte sich der gehörten Vermutungen über den Sinn der Vorgänge drüben in Frankreich. Er selbst

hatte nie an die politischen Folgen der ihm nicht recht verständlichen Geschehnisse gedacht. Solch müßiges Politisieren lag ihm ganz ferne, da er gewohnt war, als Bauernsohn sich vor allem Gedanken zu machen über das, was unmittelbar ihn berührte. Und so ahnte er jetzt nur dunkel, daß er als Soldat wohl manches von der jetzt noch verhüllten Zukunft werde mit eigenem Leibe in der vordersten Linie miterleben müssen, und daß es noch Jahre dauern konnte, bis zu seiner Rückkehr in das stille Heimatdorf Hodschag. Wenn es ihm überhaupt beschieden war, heimzukehren! Vielleicht war der Soldatentod auf dem Schlachtfeld sein Los . . . Ach, dann war ja Anna zu Hause, die Schwester, und konnte die Eltern trösten! —

Als Konrad Örtel, diesen Gedanken und Ahnungen nachgebend, in die Stille hinaushorchte, gellte plötzlich wieder ein scharfer Pfiff auf. In der Nähe war der vorsichtige Schritt eines Menschen vernehmbar. Konrad Örtel faßte gleichmütig sein Gewehr und spähte schußbereit durch den Nebel. Er konnte nichts bemerken, was hätte verdächtig sein können. Vom Rhein her kam das Geschrei von Wasservögeln. Dreimal rief es von dorthier heiser und kläglich. Dann war wieder alles still. Jetzt überlegte Konrad Örtel, ob dieser dreimalige Schrei vielleicht doch etwas bedeuten könne. Ja, es war ihm mit einem Mal wahrscheinlich, daß das ein Signal von Menschen war, die irgend etwas Heimliches vorhatten. Und draußen vom Rhein her waren die Schreie gekommen! Da hieß es scharf Ausschau halten! Mit gespannten Sinnen schritt Konrad Örtel durch den weichen Rasen neben dem Fußpfad hin. Da kam wieder vom Rhein her der dreimalige Vogelruf, und gleich darauf antwortete der scharfe Pfiff. Nun war kein Zweifel mehr, daß vom Rhein her sich Menschen dem Ufer näherten. Sollte er nicht das Pikett alarmieren? Zunächst wollte er Genaueres wissen und eilte auf dem Uferpfad südwärts, von woher Vogelgeschrei und Pfiff gekommen waren.

Da trat ihm aus dem Nebel plötzlich ein Mensch entgegen, Jörg Samenfink war es. Er spielte zuerst auf komische Weise den Erschrockenen, der auf einem harmlosen Spaziergang plötzlich sich einem gefährlichen Menschen gegenübersteht. Dann tat er erfreut: „Ach du bist es, guter Freund! Das ist schön! Hier scheint es nicht geheuer zu sein. Es ist besser, wir schlagen uns in die Büsche dort hinten. Komm!“

Aber Konrad Örtel blieb stehen und lauschte. Waren das nicht Ruderschläge auf dem Rhein draußen? Nun galt es auf der Hut zu sein.

„Hast du vorhin gepfiffen?“ sagte er zu Jörg Samenfink.

„Ich — gepfiffen?“ tat dieser verwundert. „Wem soll' ich denn pfeifen hier draußen? Ge-

hört hab' ich's. Wir müssen dort hinab, wenn du den Pfeifer suchst." Er deutete nordwärts. Aber Konrad Ortel blieb stehen und lauschte wieder. Deutlicher vernahm er jetzt das Plätschern der Ruder, und zugleich fand sein Auge auch die Stelle, woher es kam: draußen im Nebel über dem Rhein sah er die Umrisse von gegen dreißig Menschen, die auf einem Floß sich vorsichtig dem Ufer näherten. Voraus fuhr ein Boot, das mit drei Männern besetzt war.

"Aha!" rief Konrad Ortel und hob das Gewehr.

"Was willst du?" zischte Jörg Samensfink ihn an. "Das sind harmlose Fischer von drüben. Laß sie! Mach keine Dummheiten!" Er suchte mit sanftem Nachdruck ihn am Gebrauch des Gewehrs zu hindern. Konrad Ortel schüttelte ihn mit einer energischen Bewegung ab. Das Boot war bereits an das Ufer gelangt. Die drei Insassen sprangen heraus, winkten den Männern auf dem Floß zu. Von dort antwortete übermütiges Geschrei. In wenigen Augenblicken geschah das Weitere. Konrad Ortel trat mit vorgehaltenem Gewehr den am Ufer Beschäftigten entgegen: „Wer da? Qui vive?“

Die Überraschten griffen an den Gürtel, wo die Pistolen steckten. Blitzschnell legte Konrad Ortel an — da warf sich wie eine Wildkatze Jörg Samensfink von hinten auf ihn und stieß ihm den Dolch tief in den Rücken, während er zugleich die eben zum Abdrücken bereite Hand vom Gewehr zu lösen suchte. Zu spät! Der Schuß trachte. Mit gellendem Aufschrei brach Konrad Ortel zusammen. Er sah noch, wie das Floß an das Ufer stieß und hörte erregte Worte der ans Ufer springenden Männer. Sein Bewußtsein erlosch jedoch, bevor der Kampf des durch seinen Schuß herbeigerufenen Piktetes mit der Bande begann.

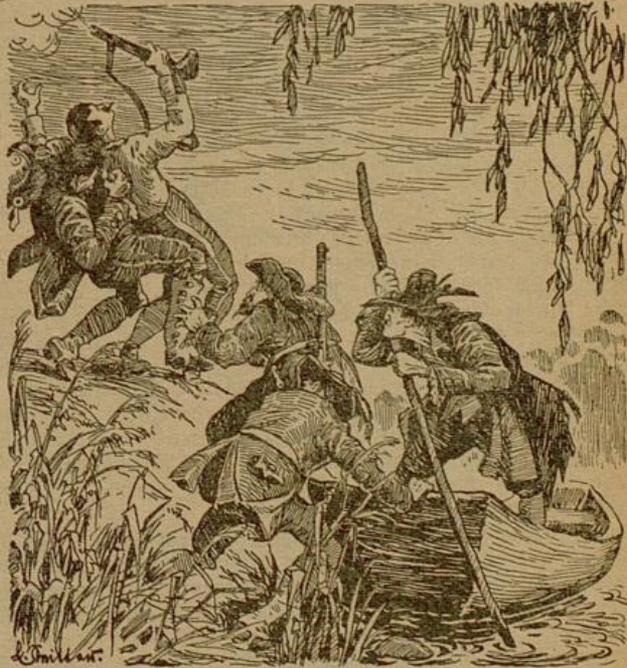
Auf dem Magdalenenhof hatte am folgenden Tag der Wundarzt Feuerle von Marlen viel zu tun. Konrad Ortel und drei andere schwerverwundete Füsilier des Piktetes waren, auf Strohlagern gebettet, in einem der Wohnräume untergebracht. Man erwies ihnen jede mögliche Freundlichkeit, denn die Bewohner des Hofes wußten, was sie der Wachsamkeit Konrad Ortels und der tapferen Gegenwehr der Füsilier verdankten. Mit Schauern dachten sie an das, was ihr und des Hofes Schicksal gewesen wäre, wenn die räuberische und mörderische Bande nicht abgefangen worden wäre.

Für die nächste Zeit war dem Gesindel drüben wohl die Lust vergangen zu Räuberfahrten über

den Rhein. Nur wenigen, nicht mehr als einem Duzend, war es gelungen, auf dem Floß zu entkommen. Die übrigen waren tot oder gefangen. Auch den Spion Jörg Samensfink hatte sein verdientes Schicksal ereilt: er war mit den übrigen Gefangenen bereits nach Offenburg abgeführt worden.

Der Wundarzt Feuerle gab dem Offizier, der die Verwundeten besucht hatte, trübseligen Bescheid: wenn nicht ein Wunder geschehe, werde Konrad Ortel sterben müssen. Vom Blutverlust geschwächt, lag er bleich auf seinem Lager, schwer röchelnd und immer wieder in tiefe Besinnungslosigkeit versinkend.

Oft redete er im Fieber hastige Sätze mit tonloser Stimme. Da vernahmen die um die Verletzten besorgten Leute des Magdalenenhofes zu ihrer Verwunderung, daß er immer wieder den Namen der Magd Anna aussprach. Was wollte er von der Grabnerin? Hatte er in den wenigen Tagen, da er dort war, schon mit der bräunlichen Magd eine Liebschaft angefangen? Niemand



Mit gellendem Aufschrei brach Konrad Ortel zusammen.

wollte etwas davon bemerkt haben. So rief man Anna herbei, fragte sie, ob sie die Verwundeten pflegen und dem Sterbenden, wenn er nochmals zur Besinnung komme, freundlich nach seinen Wünschen fragen wolle. Ohne Zögern erklärte sie sich bereit und schaute ergriffen in das schwere Qualen verratende Gesicht Konrad Ortels. Sie hatte schon erfahren, daß in den Fieberreden des

Leidenden ihr Name oft genannt wurde, und daß die Worte, die er leuchtend aussprach, ihr galten. Wenig hatte man davon verstehen können, aber, so sagten die Ohrenzeugen, es sei gewiß, daß er ihr Freundliches und zärtlich Liebevollnes gesagt habe. Nun solle sie selber lauschen und überlegen, was das bedeute.

Anna Grabnerin saß am Lager Konrad Ortels und schaute unterwandt in das Gesicht des Mannes, in dem das Leben sich verzweifelt gegen die Mächte der Zerstörung wehrte. Ihr ganzes inneres Wesen war von einer tiefen Rührung erfüllt. Unbegreiflich und wunderbar war es dem Mädchen, daß dieser mit dem Tode ringende Soldat seine letzten Gedanken ihr, der armen, elternlosen Person, der verachteten Magd widmete. Derartiges hatte sie nie erlebt. Vielmehr hatten alle die Männer, die sich um ihrer Jugend und ihrer zarten Schönheit willen an sie heranzumachen suchten, sie als Freiwild angesehen, auf das jeder ohne Verantwortung Jagd machen darf. Hier nun lag ein Mann, der nach ihr rief wie ein Kind nach der Mutter, der zärtliche Worte zu ihr gesprochen hatte, während man ihr sonst mit brutalen Forderungen entgegengetreten war. War das nicht wie ein Wunder, daß ein Mann ihr solche Ehre antat und ihr seine rätselhafte Liebe widmete?

Nach Stunden, in denen Anna ihre Arbeit als Pflegerin tat, geschah es, daß Konrad wieder zu sprechen begann. Sie hörte ihren Namen, den er mühsam lallend wiederholte. Dann Worte, von denen viele undeutlich blieben. Ihr galt, dies war gewiß, seine schwer von den bebenden Lippen sich lösende Rede. Über ihn gebeugt, das Ohr seinem Munde nah, bemühte sie sich, ihn zu verstehen. Aber der Sinn seines mühsamen Sallens blieb ihr dunkel. Von daheim, von der Mutter hatte er ihr etwas sagen wollen. „Brav — und gut bist du —“ Das hatte sie deutlicher verstanden. Was sollte das alles bedeuten?

Am Nachmittag schlug Konrad Ortel die Augen auf, schaute staunend und fragend mit einem Blick wie aus dem Jenseits auf Anna. Sie erschrak schier darüber, dann fragte sie freundlich lächelnd, aber mit etwas scharfer Stimme, wie es ihm gehe und was er wünsche. Starr schaute der Fiebernde sie an, es schien, als suche er nach Worten. Aber ehe er sie gefunden hatte, war schon wieder die Bewußtlosigkeit über ihn gekommen. —

Die Nacht brach an. Eine einzige Kerze auf einem kleinen Tisch erhellte den Raum, in dem die verwundeten Füßliere lagen. Anna blickte unverwandt auf den schwer atmenden Konrad Ortel. Der Wundarzt hatte inzwischen die Verletzten besucht und erklärt, daß er keine Hoffnung hege, das Leben Konrad Ortels erhalten zu können, während es um seine Leidgenossen jetzt besser stehe. In der Gewißheit, daß der Tod in dieser

Nacht ihn holen werde, saß Anna Grabner nun an Konrad Ortels Lager. Wer kann es schildern, was eine Menschenseele bei solcher Nachtwache erlebt? Wie lange werden die Stunden, wenn das Ohr aufmerksam den unregelmäßigen leuchtenden Atemzügen lauscht! Im Anschauen des bleichen Gesichtes, dessen klare Züge ihr schon ganz vertraut waren, erwachte in Anna jenes tiefe Mitleid, das nichts anderes ist als innige, sich selbst vergessende Liebe. Jetzt erlebte sie in wehmütigem Glücksgefühl die Augenblicke nochmals, da Konrad Ortel zu ihr gesprochen hatte, jene drollige Szene draußen am Brunnen und das kurze Gespräch am Morgen des Tages, an dem dann der Überfall sich ereignete. Sie erinnerte sich genau an den Klang seiner Stimme. Ach, warum hatte sie die Freundlichkeit seines Wesens nicht gleich erkannt und erwidert? Nun war es zu spät. Wieder begann der fiebernde Mann mühsam zu sprechen. Worte, die der Schwester galten, die diese nicht recht verstehen konnte, deren zärtliche Vertraulichkeit aber ihr Herz rührte. Sie fühlte, wie tief erregt der Fiebernde von einem ihr unfaßbaren Gedanken war und wie er sich leuchtend mühte, immer wieder Anna anzurufen. Sie faßte seine heiße Hand, sprach beruhigende Worte und nannte ihn bei seinem Vornamen: „Konrad, ja ich bin bei dir . . .“ Fast konnte sie glauben, er habe ihre Worte vernommen. Er schien beruhigter, atmete weniger heftig. Sie trocknete sein Gesicht ab und küßte, selbst über ihr Tun verwundert, seine Stirn. O, daß er am Leben bliebe! Sie wünschte es mit der ganzen Kraft ihrer Seele. Aber was konnte sie tun, um dem lauerten Tod seine Beute zu entreißen? Das Leben jedes Menschen lag in Gottes Hand! Als nach Mitternacht die heruntergebrannte Kerze erloschen war, wurden alle ihre Gedanken und Empfindungen zu einem einzigen innigen himmelftürmenden Gebet für den armen Soldaten.

* * *

In dieser Nacht, da eine zarte erste Liebe süß und schmerzlich in Anna Grabners Herz einge-zogen war, geschah es, daß an der Schicksalswage des jungen Lebens, das lange im Unentschiedenen stehende Zünglein sich nach der Seite der Genesung hin neigte. Noch ahnte niemand etwas davon, und der am frühen Morgen eintreffende Wundarzt war erstaunt, Konrad Ortel noch am Leben zu finden.

Schon nach einigen Tagen war es offenbar, daß der junge Soldat nicht sterben mußte. Er lag nun ruhig da und schaute mit friedvollem Gesicht auf seine Pflegerin. Manchmal ging ein mildes Lächeln über seine eingefallenen Züge. Er öffnete den Mund, um zu sprechen, aber Anna wehrte es ihm, denn noch mußten die

schwachen Kräfte des langsam Genesenden äußerst geschont werden. Die freundlichen Worte, mit denen sie zu ihm sprach, beglückten und beruhigten ihn sichtlich. Er sagte dankbar ihre arbeits-harte Hand, und allmählich kam ihm der Gedanke, daß Anna wohl schon wisse, was er ihr sagen wollte. Im Fieber hatte er ihr wohl gesagt, daß sie seine Schwester sei.

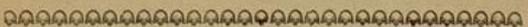
Je mehr der Genesende dem Leben zurückgegeben wurde, um so tiefer verbarg Anna Grabner in mädchenhafter Scheu ihre zarten Gefühle für den Mann, den sie hingebend pflegte.

Es kam der Tag, an dem er zu ihr sprechen konnte, an dem er erstmals Schwester zu ihr sagte. Sie begriff es nicht gleich, nahm es für eine ganz zarte Erklärung seiner Gegenliebe und stürzte schließlich, als er ihr alles sagte, in den Himmel eines unendlichen Glücksgefühls, für das niemals Worte gefunden werden können. Der Erzähler dieser Geschichte wagt es nur noch, zu bemerken, daß die Seligkeit Annas viel höher war, als sie hätte sein können, wenn sie statt seine Schwester seine Braut geworden wäre; denn die innige in jener Nacht erwachte Empfindung Annas barg in sich viele Möglichkeiten, von denen die Schwesterliebe die seligste und reinste Erfüllung war.

Um die Weihnachtszeit erhielt Konrad Ortel seine ehrenvolle Entlassung.

Er hatte seiner Schwester inzwischen ein schmuckes Kleid aus den feinsten Stoffen machen lassen und auch für sie eine schöne Kappe mit seidnen Bändern gekauft. So bestieg sie in der prächtigen Tracht des Hanauer Landes mit Konrad in Offenburg den Postwagen, der die beiden ein gutes Stück dem ersehnten Ziel näher bringen sollte.

Zu Beginn des neuen Jahres trafen sie bei ihren Eltern ein. Hiermit ist unsere schöne Geschichte an ihrem glücklichen Ende angelangt; denn von den Freudentränen, die dort im fern-n Ungarland von glücklichen deutschen Menschen geweint wurden, braucht man wohl dem Leser keinen ausführlicheren Bericht zu geben.



Des Elends erster Quell ist im Verstande:
Der fließt herab ins Herz; das überströmt
Von Handlungen, von bösen oder guten,
Nachdem der Urquell trüb ist oder hell.

Klopstock.

„Wem Gott ein Amt gibt, wohl, dem gibt er
auch Verstand;“
Draus schließ ich: manches Amt kam rein aus
Menschenhand.

Aufgelesene Kinder.

Erzählung von Margarete von Derken-
Fünfgeld.



Schon liegen die Viehweiden grau da im ersterbenden Tages-schein; näher rücken die blauen Schatten von dem türmenden Auf und Nieder der Berge, und der Jof sitzt einsam auf dem verwitterten Brunnentrog bei

seiner armseligen Geisenhütte. Er sitzt und spielt, wie er meint, etwas extra Feines auf einer prachtvoll bunten Ziehharmonika, von der jedoch bereits die Fasern herabhängen. Von dem Ge-kreisch der Töne flattern die Vögel auf, und noch jemand kommt des Weges gelaufen über die spitzen Brocken der Steine und wirft sich nieder auf das harte Gras unter dem dornigen Gestrüpp der Hochebene. Dieser Jemand ist ein halb-wüchsig Mädchen, hinter den Ohren hat es einen mit blühenden Kügelchen wie Blutstropfen geschmückten Vogelbeerzweig stecken, und aus den seltsam weitgeschnittenen ganz unerhört schwarzen Augen rollen langsam glashelle Tränen.

Der Jof läßt die Harmonika, sein teuerstes Hab und Gut, sinken, daß sie gleichsam im Ver-scheiden einen jämmerlich pfeifenden Klage-laut von sich gibt.

„... Was heulst du? Was ist dir wieder passiert, Hanne, dumme?“

Das bräunliche Gesicht, in dem der Mund röter steht, als die reifen Vogelbeeren, wird um einen Schatten bleicher.

„Ich krieg' so Bauchweh von deiner Musik. Und dann ist mir der Was' Marann' ihre Wulle-